

# AUF EIN LETZTES WORT

Muttersprache – fremd im eigenen Land

„Wos host gsogt?“ So oder so ähnlich klingt es aus den abgelegenen Tälern eines befreundeten Stammes. Sobald man die schützenden Flüsse oder Bergrücken überwindet, steht man staunend davor und traut seinen Ohren nicht. Sind das noch Germanen? Ist das noch unsere Muttersprache?

Den gleichen Eindruck kann man haben, wenn man in Dornumersiel an Land gespült wird. Plattdötsch versteht doch kein Mensch! Aber wen interessieren schon solche Extreme? Da kommt man als Rheinland-Pfälzer doch eh nur im Urlaub hin. Genau! Warum auch in die Ferne schweifen? Was wollen wir in Frankreich und Italien, Vietnam und Kenia? Wir können kulturelle Vielfalt auch zuhause erleben. Die „Fremden“ sind schon lange unsere guten Nachbarn und weshalb Cous-Cous exotischer sein soll als Handkäs mit Musik, muss mir erst einmal jemand erklären.

Selbst im eigenen Umfeld, sozusagen im sprachlichen Nahbereich, ist man vor Überraschungen nicht gefeit. „Aisch honn kalde Fieß, ei allemol.“ „Monnfreed heer mol, kumm emol bei misch bei.“ Zu schön, wenn die Hunsrigger mit dene Pälzer babbele. Apropos babbeln. Bedanken für den ganzen Kuddelmuddel dürfen wir uns bei den Babyloniern. Hätten es diese Zweistromländer damals bloß nicht so übertrieben, dann wären wir von der babylonischen Sprachverwirrung verschont geblieben und müssten heute nicht in 1.000 Zungen sprechen.

Nun gibt es ja auch manche Sprachgewandte, die – polyglott wie sie sind – sofort in das fremde Idiom finden. Neben dem Autor, der alle Dialekte des deutschen Sprachraums perfekt in Wort und Schrift beherrscht, hält sich Karl Mays amerikanischer Handelskapitän Heimdall (Frick) Turnerstick, ein gebürtiger Friese, der im China des 19. Jhd. unterwegs ist, selbst für ein Sprachgenie. Er spricht besser chinesisches als die Chinesen und hängt einfach die Endungen -ang, -eng, -ing, -ong und -ung an die deutschen Wörter. Den Chinesen attestiert er, dass auf dieser sonderbaren Erde mit noch sonderbareren Menschen darauf manche noch nicht einmal ihre Muttersprache beherrschen und nicht den mindesten Begriff von einer richtigen chinesischen Endung haben. Hübsches Beispiel aus dem „Blauroten Methusalem“ gefällig?

„Meine verehrtesteng Herreng und liebeicheng Dameng! Es ist mir gelunging, die Piratung zu besieeng und ihnen ihre Dschunking abzunehmang! Sie habeng mich dafür mit Huld empfanging und im Triumph hierher getragong. Gestatteng Sie mir, Ihneng meineng Dank zu erstattung, und lebing Sie für einsteilang wohl. Hoffentling werdeng Sie bald noch mehr vong uns hörang. Ich wünsche Ihneng allerseits einang gutung Morging!“ (Karl May, Der blaurote Methusalem, Bamberg, Wien 1951, S. 129)

Alles eigentlich ganz lustig. Wenn nicht die identitätsstiftende und -bewahrende Kraft der Sprache hinzukäme. Kölner ist, wer in Köln Kölsch spricht und trinkt. Und, um noch eins drauf zu setzen, wurde 2001 von Konrad Beikircher „Et kölsche Jrundjesetz“ verabschiedet.

Mit den späteren Ergänzungen: Mäht nix! Jede Jeck is anders! Hammer immer su jemaat! Levve und levve losse! wird daraus eine rheinische Scharia, die das gesellschaftliche Leben in Sichtweite des Kölner Doms in geregelte Bahnen fügt.

## Et kölsche Jrundjesetz

- § 1: Et es wie et es.
- § 2: Et kütt wie et kütt.
- § 3: Et hätt noch emmer joot jejange.
- § 4: Wat fott es, es fott.
- § 5: Et bliev nix wie et wor.
- § 6: Kenne mer nit, bruche mer nit, fott domet.
- § 7: Wat wells de maache?
- § 8: Maach et joot, ävver nit zo off.
- § 9: Wat soll dä Käu?
- § 10: Drinks de ejne met?
- § 11: Do laachs de disch kapott.



In der anderen Fastnachtshochburg unterscheidet man sehr fein! Die Frischen sind einfach nur Mainzer, also die Zugezogenen. Deren Brut, also in Mainz Geborene, darf sich Määnzer nennen. Das Recht, den Ehrentitel Meenzer zu führen, hat sich erst die Nachkommenschaft der Määnzer erworben. Was ja immerhin eine Entwicklungsmöglichkeit andeutet. Eine solche sucht man bei den Bajuwaren vergebens, wie der Glossist am eigenen Leibe erfahren musste.

Beseelt vom Wunsche, den Eingeborenen über das Erlernen und den souveränen Gebrauch ihrer Sprache näher zu kommen, ihr Vertrauen zu gewinnen, antwortete er auf die Frage des Dirndls: „Wos moagst trinka?“ mit einem lockeren „I krieg a Mass, aber Pils!“; was die Bierfrau noch souverän mit einem lockeren „Jo freili, do kann i eana drei kloane Fläschli Pils eini schenka.“ parierte. Bei den lederbehosten Biertischbuam war dagegen Schluss mit lustig! Blitzende Blicke trafen den Saupreiss (bayerisch für Schweinepreußen). Sofort fiel mir das Herz in die Hose und gleich drauf ein, dass angeblich bayerische Gerichte ernsthaft diskutieren, ob das bei landestypischen Raufereien weit verbreitete Bierkrug-über-den-Schädel-Schlagen als Körperverletzung zu ahnden oder als Brauchtum zu werten sei. Ich hatte in meinem folkloristischen Überschwange ganz vergessen, dass das, was als Wertschätzung eines kleinen Bergvolkes gemeint war, nicht unbedingt auch als solche ankommt. Natürlich lag es mir fern, mich über lange gereifte und gepflegte sprachliche Eigenarten lustig zu machen. Das sind sie von alleine. Seitdem spreche ich in Bayern kein Bayrisch mehr! In Köln und an der Nordsee versuche ich es weiter.

Moin, moin  
Udo Klinger